

**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift  
**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich  
**Band:** 13 (1909-1910)  
**Heft:** 12

**Artikel:** Heimat : eine Reiseerinnerung  
**Autor:** Greyerz, Otto von  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-667377>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 13.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



## Im Herbst.

Der Herbst! — Da steit er hind'rem Hus.  
„Grüß Gott! Scho da? Wohär? Wo-us?“  
„He,“ seit=er, mueß cho deforiere;  
Jez isch es gwüß doch afe Zyt,  
G'hörst nit das Juze und das Glüt?  
Ja wohl, bigost, i mueß mi rüere!

Die Buechli da, die färbt me falb,  
für hüt bloß afe halb und halb,  
Git jedem Struch es farbiges Fräckli.  
O lue, wie's zündet, wie=n-es glänzt!  
In allne Farbe=n-isch's verchränzt,  
Vor freud hei d'Opfel roti Bäckli.

Und Silberfäde ha=n-i da,  
Die zieht me so de Häge nah,  
So seit er und packt gleitig füre,  
fahrt mier dür d'Haar und lacht mi a:  
„Muest o vom Herbst dis Teili ha,  
E Gruess daheim, — i mueß v'rdüre.“

Jakob Bärli, Dettligen.

---

## Heimat.

Eine Reiseerinnerung. Von Otto v. Greherz.

Nach einer unbeschreiblich schönen nächtlichen Seefahrt waren wir mit Sonnenaufgang in der bulgarischen Hafenstadt Warna angelangt und dampften jetzt durch die mit Löss bedeckte Ebene des Prawadi, die sich zwischen Balkan und Donau hinzieht und sich in der rumänischen Dobrudscha fortsetzt. Mein nächstes Reiseziel war Rustschuk, von wo ich mit dem Donaudampfer Budapest erreichen und dann meiner lang entbehrten Schweizer Heimat entgegenzueilen wollte.

Die Kirchtürme und Minarets von Warna hatten sich im sonnigen Morgendunst verloren. Zur Linken sah man die blinkende Fläche des leb-

losen Dewno-Sees und, dem Horizonte zu, die Vorläufer des Balkangebirges. Nicht der See in seiner toten Ruhe und seiner sumpfigen Umgebung, aber die in der Ferne blauenden Höhenzüge erinnerten mich an die liebe Heimat und weckten die schönen Alpenbilder, die dem Schweizer in der ödesten Fremde am leuchtendsten vor die Seele treten. Und hier war Öde, brennende, schwüle Öde. Denn die Bahn, indem sie sich immer weiter nördlich vom Balkan entfernt, durchschneidet die unfruchtbarste Gegend des Landes. Einmal am Dewno-See vorbei, sieht man nichts als einen in Trockenheit erstarrenden, spärlich mit Gras bewachsenen Boden. Dann und wann ein Tümpel, aus dessen Schilfgräsern schwarze Büffel ihre triefende Schnauze heraußstrecken oder ein Flug Reiher oder Wildenten, vom Bahnzug aufgeschreckt, emporflattert. Sonst keine Spur von Leben. Dörfer und Städte liegen weit ab von der Bahn. Nur die Toten wohnen hier. Sie schlafen seit Jahrhunderten unter jenen Grabhügeln, Tumuli genannt, welche auf weite Strecken die einzigen Erhöhungen des Erdbodens bilden. Schon der frühe Morgenwind treibt in dieser Jahreszeit glühende Wolken von Lößstaub heran, der dem Reisenden, auch im bequemsten Koupee, Haare und Kleider durchdringt und sich ihm schmerzhaft in den Augen einnistet. Man schließt die Fenster, und befindet sich doch nicht besser, denn nun wird mit jeder Viertelstunde die Luft schwüler und drückender.

Mir gegenüber saß ein junger Mann, der sich mir schon auf der Fahrt durch das schwarze Meer, wo wir die Kabine teilten, vorgestellt hatte. N.N., *interprète de son Excellence le gouverneur de Chypre*, stand auf seiner Karte. Er war sehr gesprächig gewesen und hatte mir in geläufigem Französisch von Cypern, wo er zuletzt gelebt, von Ceylon, Sidneh und andern fremden Städten erzählt. Jetzt saß er stumm in die Polster zurückgelehnt und schaute teilnahmslos und müde durchs Fenster.

Das ist also Ihre Heimat?" sagte ich.

„Ach Gott, ja!“ seufzte er. „Mein Vater hat die unselige Idee gehabt, dies Land zu meiner Heimat zu machen. Aber wie kann man das Heimat nennen! Sehen Sie doch hinaus. Diese trostlose Steppe, diese Fieberbrutstätte. Fühlen Sie den Gifthauch nicht, der hier alles gesunde Leben erstötet? Der den Menschen alle Kraft und Daseinsfreude raubt, daß sie, ohne Selbstachtung, schlechter als das Vieh in ihren Lehmhütten haufen!“

„Kann die Regierung nichts gegen das Fieber tun?“ fragte ich; „durch Entsumpfung vor allem?“

„Alles vergeblich. Die Natur scheint hier wie von Haß erfüllt gegen den Menschen. Sehen Sie dort jene steinernen Kreuze? Es sind die Denksteine auf den Gräbern französischer Soldaten, die hier im Krimkriege vom Typhus und der Cholera hinweggerafft wurden. Es waren zwei Divisionen unter General Espinasse, die in die Dobrudscha einrücken sollten, um die Russen aus den Balkanstaaten zu vertreiben. Von den zehntausend Mann



soll nicht einmal die Hälfte den Marsch überstanden haben. Es war auch im Juli, wie jetzt. Stellen Sie sich das vor! Den ganzen Tag marschieren, und nirgends Wasser! — Ja, und das ist meine Heimat!”

Er zog den Vorhang zu, als ob er nichts mehr sehen wollte.

„Nun,” sagte ich, „Sie selbst wohnen nicht in der Steppe. In Rustschud läßt sich wohl auch leben.”

„Leben, ja, aber wie! — Sie werden das Nest ja kennen lernen. — Ich würde keinen Fuß mehr hinsetzen, wenn ich nicht müßte. Aber das Unglück ist, daß mein Vater sich eine große Villa an der Donau gebaut hat, die ich nicht verkaufen kann; oder doch nicht so bald.”

„Wieso verkaufen Sie die Villa Ihres Vaters?”

„Weil er gestorben ist. Vor kurzem erst. Die Todesnachricht hat mich nach Hause gerufen. Ich muß mein Erbe antreten. Der unglückliche Mann hat sein großes Vermögen in Grundbesitz und Unternehmungen angelegt, die —“

„Die mißlungen sind?”

„O, im Gegenteil. Famosse Geschäfte. Nur daß ich ihnen nichts nachfrage und tausend Scherereien haben werde, die Kapitalien herauszubekommen. Diese allein haben Wert für mich. Hätte ich sie in der Hand, würde ich eine Weltreise antreten und mich niederlassen, wo's mir am besten behagt. — Nun werde ich das Vergnügen haben, mich Monate lang in meiner Villa zu langweilen und mich mit schmutzigen Juden herumzuzanken.”

„Werden Sie nicht mit Geschwistern oder andern Verwandten diese Zeit über zusammen leben?”

„Ja,” sagte er gedehnt und gab sich mit seiner Zigarette zu tun; „ja, ich habe Schwestern, zwei. Aber die sind jünger als ich und in Rustschud geboren, nicht in Griechenland wie ich. Da haben sie sich denn assimiliert. Wir verstehen einander nicht mehr.”

Er schwieg und schloß die Augen.

Die gefangene Luft des Waggon's und das Bedürfnis, mich ein wenig zu rühren, bewogen mich, in den nächsten Wagen — es war einer dritter Klasse — hinüberzugehen. Ich hatte kaum die Türe geöffnet, als vielstimmiges, fröhliches Lachen mir entgegenschlug. Bauern mit Marktkörben, Soldaten, orientalische Juden, zwei Zigeunerweiber, ein bunt durcheinander gewürfeltes Volk saß da gedrängt . . . . Das ist dir eine andere Gesellschaft! sagte ich mir befriedigt und wurde unwillkürlich von der allgemeinen Heiterkeit angesteckt, die noch lange nicht ausgependelt hatte, sondern bei jedem Wort, das einer von sich geben wollte und meistens nicht herausbrachte vor Lachen, in erneute Schwingung geriet. Manche wischten sich die Tränen aus den Augen, und eine dicke Alte, die nur so geschüttelt wurde, klopfte sich einmal über's andre auf die Knie, wollte immer etwas sagen und kriegte es vor krampfhaftem Husten nicht fertig. Schade, daß ich zu spät kam; der Witz, den

der bucklige Fruchthändler losgegeben zu haben schien, mußte nicht von der faulen Sorte gewesen sein. Selbst der würdige Pape in der Ecke strich sich, trotz Talar und hoher Kalinjawka\*) vergnüglich den angegrauten langen, schwarzen Bart.

Ihm schräg gegenüber nahm ich einen freien Sitz ein. In diesem Augenblick rüttelte irgend etwas den Wagen auf, und ein Knabe neben mir fuhr erschrocken aus dem Schläfe. Noch ehe er die Augen recht öffnen konnte, griff er nach dem Popen hinüber in die Luft, als suche er etwas, und stieß hastig und undeutlich, wie im Traum, ein fragendes Wort aus, das ich nicht verstand.

„Nein, nein, noch nicht,“ beruhigte ihn der Geistliche, dessen deutlich und ruhig gesprochenes Bulgarisch ich ohne Mühe verstand, und nötigte ihn väterlich auf seinen Sitz zurück. „Jetzt kommt erst“ — und er nannte irgend eine Station.

„O, aber dann! Dann kommt Scheitandschif, nichtwahr?“ sprudelte der Knabe leuchtend hervor.

Zwar, um ehrlich zu sein: ob Scheitandschif der Name war, kann ich nicht mehr mit Gewißheit sagen. Mein das Erlebnis hat sich in meiner Erinnerung mit diesem Namen verknüpft. Scheitan ist türkisch und heißt Teufel; demnach müßte Scheitandschif als Ortsname etwa mit Teufelsnest übersetzt werden. Schon als ich den Fahrplan studiert hatte, war mir das Wort aufgefallen. Ich hatte mich gefragt, ob es denkbar sei, daß Menschen ihrem Wohnort, ihrer Heimat einen so abschreckenden Namen geben konnten! Daß dieser in meinem Gedächtnis haften blieb, wird sich der Leser später noch besser erklären können.

„Will Swantscho ein paar Pistazien essen?“ fragte der Pape und bot dem Knaben einige dieser grünen Kerne in seiner gutmütig feisten Hand dar. „Oder einen Schluck Rotwein?“ Und er langte die Strohfflasche unter dem Sitze hervor. Aber der Knabe begehrte nichts. Er schüttelte mit dem Kopf und preßte sein Gesicht an die Fensterscheibe, spähend und erwartungsvoll.

Aber da war auf Meilen nichts zu sehen als das alte Einerlei, die trockene Öde abgegrasten Bodens und gemähter Mais- und Gerstenfelder, die über der dünnen Scholle zitternde Glut des Vormittags oder, wenn ein Windhauch sich erhob, eine Wolke sengenden Staubes.

„Nun bin ich sicher, Swantscho wird nicht mehr einschlafen,“ sagte der Pape freundlich.

„Nein, Hochwürdiger,“ sagte Swantscho. „Ich wollte, ich hätte nicht so lange geschlafen. Ich habe die Stationen alle zählen wollen. O, ich weiß sie gut: Warna, Prawadi, Raspidshan . . .“ Er brachte die ganze Reihe zusammen.

---

\*) Schwarzer, zylindrischer Hut des bulgarischen Priesters.



„Ob Kiril wohl an der Bahn ist, wenn ich komme? . . . Ach nein, ich fürchte, er ist mit den Büffeln draußen. Aber die Mutter!“

„Die Mutter sicher. O, ich weiß, was die tut. Die kocht jetzt einen Maiskuchen für Swantscho.“

„Nein, Maiskuchen, das haben wir nicht. Aber Maisbrei, vielleicht. Oder Gurken und saure Milch. Oder doch ganz sicher saure Milch.“

„Mit gutem frischem Brot! Das schmeckt, Swantscho, was?“

„O ja, das schmeckt! Aber halt — nein, frisches Brot hatten wir ja, als ich abreiste. Seither ist doch nicht gebacken worden, denke doch!“

„Nun, dann ist's trocknes Brot, das wird in der sauren Milch auch lind.“

„O ja, und dauert länger. Ich kann eine halbe Stunde an einem Stück saugen und essen.“

„Aber wie macht's der kleine Tsvetsko, der noch nicht beißen kann?“

„Ah, Tsvetsko! Jetzt hätte ich fast — Wo ist die Tüte, Hochwürdiger? Hast du sie sicher in das Bündel gesteckt?“

„Sicher, Swantscho.“

„O, wie wird Tsvetsko sich freuen! Denk, noch nie im ganzen Leben hat er Schefér\*) gegessen, nie! Kein Stückchen.“

„Wirklich! Aber sein ganzes Leben, das ist noch nicht so schrecklich lang; drei Jahre, nicht?“

„Dreienhalb, ja. Aber denk: ich! Wieviel ich in Warna bekommen habe!“

„Ja, du! du! Du bist ein gereifter junger Mann. Du hast was erlebt, du kannst was erzählen.“

„Was meinst du, wird Tsvetsko nicht denken, daß ich ihm Märchen erzähle?“

„Freilich. Das ist gerade das Schönste für ihn.“

„Ach, Tsvetsko — der kann sich nicht einmal denken, was eine Stadt ist! Wenn ich ihm sage, das sind viele, viele Häuser — so meint er so Häuser, wie unfres, das Stationshaus in Scheitandschif. — Das gäbe eine schöne Stadt! — Wie soll ich es ihm nur beschreiben! Und all die Leute in Warna, und die prächtigen Läden, und die Kirchen, und die Pferde — er wird gewiß immer an Büffel denken. Ach, wie mach ich es nur!“

„Laß ihn ruhig an Büffel denken, Swantscho. So hat er doch eine Überraschung, wenn er einmal Pferde sieht, vielleicht in Raspidchan oder in Rasgrad —

„Nein, in Warna. O sicher, sicher, Tsvetsko muß auch einmal nach Warna. Wenn er größer ist natürlich. Er wüßte sich ja gar nicht zu helfen.“

„Aber es ist eine teure Reise, Swantscho.“

„Weißt du nicht, daß der Vater nur das Halbe für uns zahlen muß?“

---

\*) Türkisches Zuckerwerk.

Weißt du, weil er Stationsvorstand ist. Alle Kinder von einem Stationsvorstand zahlen nur halb, also eigentlich nur ein Viertel. Kiril ist auch einmal für halb gefahren, bis Prawadi, und Stepan auch, weißt du, Stepan Mihailoff, der Chiriadschi,\*) der doch gar nicht unser Bruder ist. Aber Vater hat es doch machen können. Weil er eben Stationsvorstand ist. — Wolltest du nicht auch Stationsvorstand sein, Hochwürdiger?"

„O ja, wenn ich viele Kinder hätte, vielleicht.“

Eine Weile sann der Knabe vor sich hin. Dann plötzlich strahlend:

„Jetzt weiß ich's. Gar kein Geld braucht der Vater zu geben, wenn Tsvetsko nach Warna reisen wird, keine zehn Stotinki! Weißt du, wie? Hab ich dir nicht erzählt, daß der Metropolit in Warna mir versprochen hat — weil er doch mein Pate ist, begreifst du! so ein reicher, reicher Mann wie der, ja das ist mein Pate — er hat mir versprochen, wenn ich wieder nach Warna reise, wolle er alles für mich bezahlen, alles. Und da werde ich einfach sagen: ich kann nicht kommen, aber Tsvetsko kommt für mich. Und dann kann Tsvetsko ganz umsonst reisen! O, wie ich mich freue!“

Der Zug hielt jetzt vor einer Station. Wir zogen den Vorhang auf die Seite, um doch eine Abwechslung zu haben. Im blendenden Sonnenlicht zeigte sich ein Stationshäuschen, haargleich wie alle andern. Ein erbärmlicher Lehmbau mit kahlen Fenstern und einer Türe, über deren schmutzige Schwelle die Hühner ein- und ausgingen. Zwei Vogelbeerbäume rechts und links, die eher Stiefelbäume als Schattenspender schienen, standen verstaubt und regenlechend davor. Eine ebenfalls vertrocknet aussehende Zisterne gähnte im Hintergrund. Das Ganze sah aus, wie die verkörperte Langeweile, ein Verbannungsort für Ausgestoßene; entsetzlich war's, sich ein Leben an diesem Orte nur zu denken, in dieser tödlichen Einsamkeit.

Eine gespaltene Schelle fesselte das Signal zur Abfahrt, und der Zug eilte davon.

Swantscho war schwer davon abzubringen, daß er seinen Kopf ans Fenster preßte, um auf Meilen hinaus der nächsten Station entgegenzuschauen; aber das grelle Licht war unerträglich, man mußte den Vorhang ziehen.

Während das Gespräch zwischen den beiden sich fortsetzte, ohne viel Neues zu bieten — es drehte sich hauptsächlich um Swantscho's Bündel, in dem seine Siebensachen und die „Geschenke“ steckten, die er heimbringen wollte: Ob sie wohl alle richtig drin wären? Und nichts zerbrochen? die Erdbeeren nicht zerquetscht? die Scheker-Kugeln nicht zu einem Klumpen zusammengepappt? — während dieser Zeit konnte ich den Knaben mit Muße betrachten. Er mochte kaum elf Jahre alt sein. Aus seinen dunkeln Augen leuchtete die ganze Frische und Unbefangenheit einer glücklichen Kindesnatur. Wie seine Augen,

---

\*) Pferdetreiber.



so schien auch sein Herz offen und empfänglich für alle Eindrücke der Außenwelt, sein Gemüt beweglich und zart empfindsam, als ob es vor jeder rauhen Berührung bewahrt geblieben und nur unter den sanften Zephyren der Mutter- und Geschwisterliebe, zarter Fürsorge und harmloser Scherze frisch und fröhlich in den Tag hinein gewachsen wäre. Und diese lieblich gaukelnde Ranke sollte dem dürren Boden dieser Steppe entsprossen sein?

Sch war wirklich begierig, dieses Scheitandschiff kennen zu lernen.

Aber da war es ja schon. Swantscho, der fast verzappelte vor ungeduldiger Erwartung und sich vom Öffnen des Fensters nicht mehr abhalten ließ, verkündigte es mit hoherregter Stimme: „Ich seh's, ich seh's! — Das Signal dort bei der Brücke. — Jetzt die Station. Ein Wagen steht auf dem Nebengeleise. — Der Vater! der Vater! — Er hat die Weiche gestellt. Jetzt steht er und schaut. Siehst du ihn, Hochwürdiger? Siehst du ihn nicht? (Das war nicht möglich, denn der Knabe versperrte das ganze Fenster!). — Und Kiril! Kiril mit den Büffeln ist zurück. Sie sind alle da. Geschwind, das Bündel. Mein Hut! Meine Schapka! — Hilfst du mir, mit dem Bündel? — (Und gleich wieder am Fenster.) Die Mutter! Die Mutter! Sie schaut und schaut. — O, jetzt, Tsvetsko mit seinem Stoßfärchen — sie sind alle da! — Hast du das Bündel? Wir müssen hinaus. Der Zug hält nicht lange. Geschwind, Hochwürdiger, geschwind!“

Jetzt war das Fenster frei, und ich sah Scheitandschiff, das „Teufelsnest“. Es war eine Station wie alle andern, ein Lehmhaus in weltverlassener, sonnenverbrannter Öde. Bloß ein paar Blumenstöcke an einem Fenster fielen mir auf, und ein Gärtlein mit großen Kürbissen und Gurken.

Soeben stürzte Swantscho einer Frau entgegen, die ich für seine Mutter halten mußte, trotzdem sie verweltet aussah und harte Züge hatte. Aber ein Schimmer von Anmut haftete doch auch an ihr einen Augenblick, während sie ihr Söhnlein umarmte und ihm mit den braunen, zerarbeiteten Händen auf den Rücken klopfte.

Swantscho wollte auf den Vater zu, aber der war ganz „im Dienst“ und sagte nur, mit den Frachtscheinen in der Hand abweisend, kurz, wenngleich nicht unfreundlich: „Warte!“ Dann kamen Tsvetsko und Kiril an die Reihe und noch einmal die Mutter. Jedoch ihr Ausdruck war schon ganz in die strengen Falten des Alltags gelegt. Sie streifte die stürmische Umarmung fast untwirsch ab und sagte:

„Schnell ziehst du dein Sonntagsjäckchen aus. Jetzt bist du wieder daheim. Und fort, in die Schürze!“ Herb und schonungslos durchschnitt das Wort Swantschos Glück. Einen Augenblick verlor sein Gesicht den Glanz, etwas Bitteres mochte in ihm aufsteigen. Aber dann eilte er rasch ins Haus und kam kurz darauf in Hemdärmeln und Schürze herausgesprungen.

„So,“ sagte die Mutter, und reichte ihm eine Hacke, „es gibt viel zu arbeiten.“



Zwantscho sah sich nach dem Vater um. Ob es nicht jetzt erlaubt war? — Aber die Mutter nahm ihn bei der Hand. Und noch ehe der Zug in voller Bewegung war, sahen wir beide hinter den Kürbissen verschwinden. Zwantscho war daheim.

---

## Etwas von Bauern- und Wetterregeln.

(Schluß.)

---

Zahllos sind die Bauernregeln für die Wetteraussichten der nächstliegenden Zeit. Sie treffen am meisten zu, aber durchaus nicht immer, weil auch ihnen die oft rasch wechselnde Laune der Witterung ein Schnippchen schlagen kann. Hier nur einige der bekanntesten.

„Morgenrot, Abendrot“ beruht auf einer sehr oft sich bewährenden Tatsache. Schönes Wetter kündigt der Regel zufolge sich an, wenn ein purpurnes Abendrot den Himmel säumt, wenn am Abend die Mücken tanzen, wenn die Schwalben hoch fliegen, wenn die Vögel munter flattern und singen, wenn ein reichlicher Tau fällt, wenn im Herbst der Morgennebel sinkt, u. s. w.; schlechtes Wetter dagegen, wenn die Schwalben nahe dem Boden oder den Wasserflächen stumm dahinstreichen, wenn die Sonne zwischen Wolkenwänden in grellweißlichem Scheine untergeht oder zwischen Wolkenlücken „Wasser zieht“, wenn hochschwebende Schäfchenwolken fächerartig am Himmel ziehen, wenn die Kelche gewisser Blumen sich nicht voll erschließen wollen, wenn der Morgennebel steigt, wenn das Salz, gewisse Steinarten und Asphalt feucht werden. Tauwetter kommt, wenn es in den Raufrost an den Bäumen schneit u. s. w. Nebel- und Wolkenbildungen an Bergen, die schroff in Hügel-landschaften oder Hochebenen vorspringen, gelten als ziemlich sichere Vorzeichen der kommenden Witterung. Bekannt ist bei uns das Sprüchlein:

„Hat der Pilatus einen Hut,  
So ist das Wetter gut.  
Hat er aber einen Degen,  
So gibt es Regen.“

Der degenförmige lange Nebelstreif in der mittleren Höhe des Berges deutet darauf hin, daß feuchtigkeitschwere Luftschichten tief liegen und zur Entladung in Niederschlägen neigen. Das Sprüchlein bewährt sich ziemlich sicher, und zwar auch bei anderen ähnlich gelegenen Bergen.

Manche Leute wundern sich, wenn es zuweilen bei sehr hohem Barometerstand tagelang wie aus Kübeln heruntergießt, und umgekehrt bei sehr tiefem recht schön Wetter ist. Aber zu gleicher Zeit strafen dann Wetterzeichen volkstümlicher Beobachtung das Wetterglas Lügen. Regnet es bei hohem Barometerstand beständig, so kann man schon „wild“ werden, wie jener Bauer, dem das gemähte Gras verfaulte und der jeden Morgen das Wetterglas zum Fenster hinaushielt mit dem Ausruf: „Da schau selber, du Narr!“ Hätte er schon fleißig Wetterkarten studiert, so wäre er dahinter gekommen, daß bei gewissen Luftdruckverteilungen es auch bei hohem Barometerstand schlechtes und bei niederem gutes Wetter sein kann. Es sprechen eben bei den Nieder-